

Michael Mönninger

Erfahrungsbericht 1995/96



Geboren am 7.7.1958 in Paderborn. Nach dem Abitur Volontariat in einem wissenschaftlichen Buchverlag (Syndikat/Europäische Verlagsanstalt) in Frankfurt am Main. Danach Studium der Philosophie, Germanistik, Soziologie und Musik in Frankfurt. 1985 Magisterprüfung. Von Herbst 1986 an Feuilletonredakteur der F.A.Z. mit Schwerpunkt Reportagen. 1989 Kritikerpreis der Bundesarchitektenkammer. 1990 Stipendiat des Marshall-Fund in den Vereinigten Staaten. Von 1990 an verantwortlich im F.A.Z.-Feuilleton für Architektur, Städtebau, Denkmalschutz und Design. 1994-95 Kulturredakteur des *Spiegel* in Hamburg. Promotion 1995. 1995-96 Fellow am Wissenschaftskolleg zu Berlin. Seit Herbst 1996 Politischer Korrespondent der *Berliner Zeitung*. — Adresse: Uhlandstraße 145, D-10719 Berlin.

In der klassischen Zeit, so erinnerte Michel Foucault 1961, erklärte man sich die Melancholie von nordischen Küstenbewohnern gerne durch den Einfluß des Meeresklimas: Die Kälte, Feuchtigkeit und Wechselhaftigkeit des Wetters, all die feinen Wassertröpfchen würden jede Faser des menschlichen Körpers durchdringen, ihn seiner Festigkeit berauben und für Geisteskrankheiten empfänglich machen. Foucaults Erinnerung daran, daß Wasser und Wahnsinn in voraufgeklärten Zeiten eng zusammenhingen, ist aber nicht nur von historischem Interesse. Auch in Thomas Manns „Zauberberg“ schätzt der Sanatoriumsleiter die Küstengestade der nordischen Nebelländer deshalb so sehr, weil sie ihm einen steten Zustrom von wohlhabenden Patienten mit Lungenkrankheit, Schwindsucht und Demenz sichern.

Als meine Frau Dorothea und ich nach einem erfolglosen einjährigen Versuch, in Hamburg heimisch zu werden, im Herbst 1995 dem Ruf an das Wissenschaftskolleg zu Berlin folgten, kam uns dies gleich doppelt wie eine Reise auf den Zauberberg vor. Denn wir machten nicht nur die Erfahrung, daß am Kolleg eine geraume Zeitspanne wie im Flug vergeht, sondern erlebten auch, wie sehr man nach der norddeutschen Geistesnacht einer gründlichen Genesung im Kreise kultivierter Fellows bedarf. Weil ich nicht das Glück hatte, von meiner damaligen Chefredaktion für das Fellow-Jahr freigestellt zu werden, sondern auf mein

Gesuch hin vielmehr Geringschätzigkeiten über das Kolleg zu hören bekam, entschlossen wir uns, den Ruf nach Berlin als Wink des Schicksals anzunehmen und, anders als Hans Castorps ursprüngliche Absicht, nicht nur für einige Wochen, sondern ganz überzusiedeln. So war es unvermeidlich, daß wir im Grunewald mit etwas schwererem Gepäck als andere Fellows anrückten. Zwar war das Mobiliar unserer aufgelösten Wohnung sicher bei einer Spedition eingelagert, aber die Aussicht, unseren Steinway-Flügel, Baujahr 1905, einen ganzen Winter dem feuchtkalten Klima einer Lagerhalle auszusetzen, erschien unerträglich.

Der Vorteil, mit einem 2,11 Meter langen B-Flügel zu reisen, ist nicht gering. Er besteht darin, daß man alle weiteren Gepäckstücke und Bücherkisten getrost als kostenlose „Beiladung“ deklarieren kann. Und das Instrument bietet auch viele kommunikative Anlässe, auf Anhieb das gesamte Kolleg vom Rektor bis zum Hausmeister kennenzulernen. Denn die Frage nach dem Verbleib dieses Monstrums läßt keinen Mitarbeiter kalt und fordert von blanker Neugierde bis entgeistertem Kopfschütteln eine reichhaltige Skala menschlicher Reaktionen heraus.

Nach der dramatischen Erstbesichtigung unserer schönen Fellow-Wohnung in der Villa Walther war klar, daß der Flügel dort nur aufzustellen war, wenn zuvor das halbe Treppenhaus demontiert worden wäre. Die Clubräume oder den Vortragssaal im Haupthaus in Beschlag zu nehmen erschien unschicklich. Die Rettung brachte Hausmeister Riedel mit seinem Gartenhaus neben der Bibliothek, in dem ein Nebenraum als Musikzimmer bereitstand.

Zwischen Garage und Werkstatt entstand somit ein heimliches Zentrum des kollegialen Musiklebens. Der Physiker und Hobby-Percussionist Andreas Wagner quartierte sich mit seinen Bongo-Trommeln hier ebenso ein wie die singende Philosophin Brigitte Falkenburg, und die Tochter des Politologen Peter Katzenstein kam später mit ihrem Cello noch hinzu. Auf das angekündigte Geigenspiel der Historikerin Gisela Bock allerdings warten wir bis heute. Was Hausmeister Riedel nebenan in seiner Werkstatt während dieses Jahres erdulden mußte, ist nur schwer zu ermessen. Für die Neurosen seines dort ebenfalls einquartierten Schäferhundes haben wir seitdem großes Nachsehen.

Doch ohne den Berliner Pianisten und Klavierpädagogen Klaus Flahar, der schon seit Jahren am Kolleg unterrichtet, wäre das häusliche Musikwesen eine überaus dilettantische Veranstaltung geblieben. In nur wenigen Monaten führte er meine Frau, die sechzehn Jahre keinen Unterricht mehr gehabt hatte, an Schumanns „Symphonische Etüden“ heran, und ich fand mich plötzlich in der Lage, Teile der „Kreisleriana“ und sogar Chopins C-moll-Etüde op.10.12 zu spielen. Im Frühjahr brachte er einige von uns sogar zu einem Hauskonzert mit Publikum

zusammen. Aber solche Durchbrüche konnten einem nur in der konzentrierten Atmosphäre eisiger Berliner Winternächte gelingen, in denen man regelmäßig von 23 Uhr abends an ohne jede nachbarliche Rücksichtnahme in einem freistehenden Gartenhaus am Instrument arbeiten durfte.

Anders als die unmittelbar zu verspürenden musikalischen Lernerfolge waren die wissenschaftlichen Fortschritte innerhalb des Kollegjahres weitaus schwieriger zu ermessen. Zudem war die tägliche Verlockung groß, beim Gang in die Bibliothek drei Schritte nach links auszuweichen und in das gegenüberliegende Musikzimmer zu schlüpfen, um ein wenig zu praktizieren.

Aber die Vorbereitungen eines Kolloquiums zum Thema „Stadtgesellschaft“ im Dezember 1995 ließen solche Seitensprünge nicht oft zu. Zusammen mit dem Stadtplaner Thomas Sieverts hatte ich zwei Dutzend Teilnehmer aus der Politik, Wissenschaft und Architektur in Berlin geladen, um über aktuelle Stadtentwicklungsprobleme zu sprechen. Im Zentrum der Diskussion stand das Buch „Die dritte Stadt“ des Berliner Autors Dieter Hoffmann-Axthelm. Darin wird ein neuer Gründungsvertrag der Stadt entworfen, der wirtschaftliche Freiheitsrechte und gesellschaftliche Bindungsmächte neu zusammendenkt. Die Debatte in Anwesenheit des Autors drehte sich somit um die Frage von libertären oder kommunitaristischen Modellen in der Stadtpolitik. Sie wurde auf Tonband aufgezeichnet, abgeschrieben und erscheint mit einer Reihe von vertiefenden Aufsätzen erweitert bald als Suhrkamp-Bändchen.

Meine anfängliche Beschäftigung mit der Herausgabe der kunsthistorischen Schriften des österreichischen Architekten und Pädagogen Camillo Sitte (1843-1903) führte mich zunehmend in das Gebiet von Biologismus, Evolutionstheorie, Jugendstil und naturalen Denkformen des *Fin de Siècle*. Denn gerade von der Stadt hatte der Städtebauer Sitte eine naturale Auffassung als einem autonomen, quasi-biologischen Gebilde, dessen Eigengesetzlichkeit er gegen moderne Planungsstrategien verteidigte. Seine Proteste beispielsweise gegen die Nivellierung des Bodenreliefs, gegen die Geraderichtung von alten Straßen und gegen die Geometrisierung des Stadtplanes waren Plädoyers gegen die Zwänge des Heteronomen im Namen des Organisch-Selbsttätigen. Durchweg hatte Sitte auf die ästhetischen, ökonomischen und strukturellen Vorteile der „Einfühlung“ in das Vorhandene hingewiesen und damit auf naive Weise heutige Theorien über Selbstbildungsprozesse des Urbanen antizipiert.

Weil sich aktuelle Stadttheorien wieder, wengleich auf der größeren Maßstabebene von Agglomerationen und Mega-Cities, mit evolutionär-autonomen Formgesetzen beschäftigen — die Stichworte lauten

Chaostheorie, Bionik, fraktale Geometrie —, bezog ich wichtige Anregungen aus dem Kolleg-Arbeitskreis „Theoretische Biologie“. Dort wurden aktuelle Konzepte der „Lebenswissenschaften“ über Selbstorganisation, neuronale Netze, Robotik und Evolutionsparadigmen verhandelt, deren Engführung mit den Kulturwissenschaften gerade erst begonnen hat. Das Ergebnis des ersten, historischen Teils meiner Arbeit über Kunstwissenschaft, Stadttheorie und Evolutionsbiologie im 19. Jahrhundert wird 1997 im Böhlau-Verlag Wien erscheinen.

Neben diesem Hauptstrang meiner Forschungen war es eine willkommene Abwechslung, auf Anfrage des Regensburger Verlages Lindinger & Schmid eine Reihe von eigenen journalistischen Aufsätzen zum Sammelband „Stadtansichten — Architekten, Orte, Häuser“ zusammenzustellen, der ebenfalls 1997 erscheinen wird. Für die Arbeit meiner Frau an einem zeithistorischen Buch über den deutschen Terrorismus erwiesen sich Gespräche mit Peter Katzenstein als überaus fruchtbar. Auf Bitten ausländischer Fellows stellte sie ihre Studie in einem kleinen Gesprächskreis vor.

Inmitten des eigenen Arbeitsfurors und der zahlreichen Ablenkungen durch Gespräche, Kolloquien, Vorträge, Treffen und Essen hätten wir es beinahe versäumt, uns rechtzeitig auf das neue Leben in Berlin einzurichten. Nach unserer inneren Zauberberg-Uhr waren wir noch ganz mit der Eingewöhnung ins Kolleg-Leben beschäftigt, während in der wirklichen Zeit die Entlassung immer näher rückte. So mußten wir in den letzten beiden Monaten schnell die Suche nach Wohnung und Arbeit aufnehmen, was uns im Juli 1996 dann zur vollen Zufriedenheit gelungen ist. Das Scherzwort des ehemaligen Berliner Wissenschaftssenators Manfred Erhardt, das Wissenschaftskolleg sei eigentlich eine Unterabteilung des Fremdenverkehrsamtes zwecks Peuplierung der Hauptstadt, können wir nur bestätigen.

PS: Ein Fellow unseres Jahrgangs bat uns zum Abschluß um Erklärung, warum wir nicht nur einen Flügel, sondern später noch einen zweiten mitgebracht hatten.

In der Tat fuhr eines Abends im April 1996 vor Herrn Riedels Gartenhaus ein Lastwagen vor, lud einen nagelneuen Steinway B-Flügel ab und nahm den alten mit. Diese etwas üppige Ausstattung bedarf der Erklärung. Denn unser altes Instrument, das wir während unserer kurzen Hamburger Zeit erworben hatten, begann in Herrn Riedels Gartenhaus derart zu degenerieren, daß ein herbeigerufener Klaviertechniker Schlimmes herausfand. Er stellte fest, daß es sich um ein weitaus älteres Instrument von 1891 mit gefälschter Seriennummer handelte, das zudem unsachgemäß überholt worden war und weder Intonation noch

Stimmung hielt. Wir hatten deshalb gleich einen Betrugsprozeß angestrengt und wurden überraschend schnell von dem unseriösen Verkäufer mit der Vermittlung eines neuen Instrumentes besänftigt. Für soviel Glück im Unglück und als Andenken an ein überaus an- und aufregendes wissenschaftlich-musikalisches Kolleg-Jahr haben wir uns einigen befreundeten Alt-Fellows und anderen Musikern aus der Flashar-Schule verpflichtet, regelmäßig Hauskonzerte bei uns zu veranstalten.